

N e d e

zur Feier des Siegs

vom 18ten Junius 1815;

gehalten.

am 7ten Julius, im großen academischen Hörsale,

bei der

durch die Kieler Universität angeordneten Festlichkeit,

von

F. C. Dahlmann,

Professor der Geschichte.

Kiel 1815.

In der academischen Buchhandlung.



V o r w o r t.

Wohlwollende und nachsichtige Hörer haben den Druck dieser Rede gewünscht. Erscheine sie denn mit allen ihren Unvollkommenheiten, wörtlich wie sie der Erguß weniger Stunden hervorgebracht hat. Jede Umschmelzung in Inhalt oder Form würde sie des einzigen Verdienstes, welches sie hat, berauben, daß sie einen Theil der schönen gemeinsamen Feier eines großen Tages machte.

Daß, wer vor einer Versammlung redend auftritt, mit einer Entschuldigung seiner Untüchtigkeit im Reden beginne, ist beinahe alltäglich und zur gewöhnlichen Formel geworden. In dem gegenwärtigen Falle aber wird es wesentlich, ja unentbehrlich. Denn ich sehe eine höchst verehrungswürdige Versammlung vor mir, glänzender und zahlreicher als sie sonst unsre academischen Kreise zu besuchen pflegt; ich sehe unter ihr edle deutsche Frauen und Jungfrauen, welche theils aus frohem Mitgefühl, theils um die Feier dieses Tages durch eigne Mitwirkung zu verherrlichen, in ernste ungewohnte Räume treten, und welche sämmtlich die Forderung machen, daß wer bei solchem Anlasse spricht, wenn nicht neu und bedeutend doch anziehend und gefällig rede; dann blicke ich mit Scheu auf die verehrten Lehrer dieser Universität hin, unter denen ich als einer der jüngsten und als der unverdienteste stehe, auf die academische Jugend auch, vor der ich hier zum ersten Male als Organ der Universität auftreten soll, an einem Orte, welchen sonst nur Männer, die des Beifalls und der ehrenvollen Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer längst versichert waren, geziert

haben; und eintreten soll ich an die Stelle eines weit erfahrnern und kundigern Redners, plötzlich, fast ganz unvorbereitet, gezwungen nach dem ersten kaum erregten Antriebe der Seele an einem Orte zu reden, wo das Beste, was man hätte, noch nicht genügen würde.

Dennoch, wenn ich des alten Wortes gedenke, daß die Brust den Redner macht, daß ein Herz in der Brust, voll von seinem Gegenstande, wenigstens einige Anklänge der Empfindung hervorrufen kann, wächst mir der Muth. Wie wenig bedarf es, um Gleichgestimmten zu genügen! Und sind doch hier sich Alle gleichgestimmt! Ist es doch so ganz unnöthig, den Gegenstand der Rede hier mühsam einzuleiten, umständlich und langsam zu erwärmen wie für einen weitentlegenen Gegenstand des Wissens. Sind doch Aller Herzen offen und nur für diese eine Sache! Ist doch der Gedanke dieses frohen Festes, wie aus dem Haupte Aller entsprungen, kaum vernommen, auch gebilligt, auch mit Theilnahme und Freude empfangen worden, wie die Morgenröthe einer schönern Zukunft auch für uns. Denn ein großes Heil ist uns wiederfahren.

Ein großes Heil ist uns wiederfahren und auf die wundervollste Weise; es ist uns so geworden, daß was unsre kurzichtigen Augen eben noch als das schrecklichste Unglück und das Verderben der Welt betrachten mußten, uns jetzt gerechtfertigt wie ein heilsames Gewitter, das die Welt gereinigt hat, erscheint. Schon einmahl erfreuten wir uns der Rettung, der Er-

lösung von einem zwanzigjährigen, sinnverwirrenden, völkerverzerstörenden Laumel, der glorreichen Auferstehung unserer so manches Jahr zum Todesschlaf herabgewürdigten Deutschen. Wir haben jenen Tag mit Dank und Jubel begrüßt, an dem uns kund ward, daß durch die Anstrengung des vereinten Europa die Burg des Tyrannen gestürzt und er selber, gebunden von den zürnenden Völkern, vor die Füße ihrer Herrscher gelegt sey. Dankbare Rührung mußte die Sieger in dem Augenblick ergreifen, ein tiefes Gefühl der höhern Hand, die hier gewaltet, ein inniger Wunsch, da so großes für uns geschehen, das Versöhnungsfest der Menschheit zu feiern und selbst dem Volke nicht mehr zu grollen, das mit gieriger Lust von unserm Herzensblute getrunken hatte. Mahnte gleich weltliche Klugheit ab, hieß sie bedenken, daß das zu Wünschende nicht mit dem Thunlichen zu verwechseln sey, daß ein plötzlicher Umschwung der Gesinnungen überhaupt selten von den Menschen, am wenigsten aber von der Herzenshärte dieses Volks zu erwarten sey, — wir sahen es ohne Reid, wenn gleich nicht ohne Sorge geschehen, daß Frankreich übermächtig, daß der Weltbedrucker in Freiheit und in furchtbarer Nähe blieb.

Wie ganz anders aber ward uns, als wir vernahmen, daß alle jene gutmüthigen Hoffnungen zu nichts geworden seyen, daß der allgemeine Feind zurückgekehrt, mit Jauchzen von seinen Dienern empfangen worden, daß unser

eben errungenes Heil furchtbar wiederum auf die Wage gestellt sey. Da sahen wir manchen ganz verzweifeln an dem Heile unsers Geschlechtes, völlig aufgeben, was uns eben noch so nahe stand, aufgeben selbst den Werth unsers Volkes in dem entwürdigenden Verdachte, daß der Deutschen Eifer nun erkaltet sey. Gram über den Verlust, Zorn gegen diejenigen, welche mit der Völker Glück ein leichtfertig Spiel getrieben hatten, schien das kaum geschlungene Eintrachtsband der Deutschen zerreißen zu wollen. Doch nicht lange blieb es so. Ernststimmen erschollen und riefen: „Rechtet nicht mit Euren Obern, schiebt nicht träge von Euch auf die kommenden Geschlechter was jetzt nach höherem Willen geschehn muß, kämpfet durch und leidet jetzt was gelitten seyn muß, dann aber tragt Sorge, daß nicht wieder umsonst gelitten sey.“ So sprach mancher laut, die meisten im Herzen zu sich selber; und es erhoben sich alle Gemüther und Arme und rüsteten sich zum Kriege, und die deutschen Spartasner, die Preußen, zogen voran, wohl wissend, daß ihrer viele nicht wiederkehren würden, aber bereit das Recht mit dem Tode zu besiegeln. Die einzige Sorge war, es möge nicht zum Kampfe kommen, es möge mit dem Erzverräther Vertrag geschlossen, und auf der Schande der Deutschen ein trügerischer Ruhestand gegründet werden. Diese Sorge ward gehoben; die höchste Langmuth der Fürsten war ermüdet; es erging das Wort, der Geächtete solle nirgend weilen dürfen — und nun, wie ein lang gehemmter Strom durch die Dämme bricht, ergoß sich

die Volkszahl über den Rhein, um unsere heiligen Landmarken zu vertheidigen.

Aber auch der Feind hatte furchtbar gerüstet; alle die den guten König verrathen um dem Argen anzuhängen, standen zusammen, kriegskundig, voll von Grimm, von Gier nach dem lang entbehrten Völkerraube, geübt in jeder Fertigkeit, welche die Bösen vor den Guten voraus haben. Aber die Unsern stehen früher schlagfertig im Felde, sie und ihre Feldherren verzweifeln fast, daß die Erlaubniß zum Angriff nicht erscheinen will; es fehlt an Lebensmitteln schon in dem mit Kriegsvolk überhäuften Gränzlande, und die ungedulbigen Truppen werden wie zur Ruhe auseinander gelegt. Da ersieht der Schlaue seinen Vortheil; er sammelt und vereinigt in der Ferne große Massen, thut dann einige lange Ziegersprünge und bringt Tod und Verderben in die Reihen unsrer Brüder.

Warum erzählen, was in dem Gedächtniß eines jeden meiner Hörer tief eingegraben ist, was uns zuerst mit dem tiefsten Schmerze, dann mit der reinsten Freude erfüllt hat! Wollen wir die Tage des 16ten und 18ten Junius jezt noch traurig nennen, weil an ihnen das edelste Blut in der Niederlage verströmte, oder nennen wir sie nicht vielmehr die herrlichsten, weil hier im tiefsten Unglück es sich offenbarte, was gereinigte Menschenkraft und eine gerechte Sache vermöge? Die Sache muß schon gut seyn, zu der sich zwei Feldherren verschiedener Völker so getreu verbunden, daß sie für ein einziges Haupt zählen und der eine sein Heil nur in dem Heile des andern sucht.

Was es aber auch galt, ist alles in den Worten enthalten, die Blücher, der Mann des Volks, der ächte Held der Deutschen, zu seinen Waffengeführten nach dem Siege spricht:

„Die Stunde der Entscheidung sollte schlagen und kundthun, wer ferner herrschen sollte, ob jener ehr-
süchtige Abentheurer, oder friedliche Regierungen.“

Nie ist ein schönerer Sieg errungen worden, als der vom 18ten Junius. Er weicht den großen Leipziger Tagen um etwas in dem Ungeheuren des Erfolges, bei der ängstlich gespanntesten Erwartung; in dem unbezwinglichen Heldenmuth aller Truppen, in der Leichtigkeit der Ausführung, in der raschen Verfolgung aller errungenen Vortheile geht er ihnen voran; unleugbar ist Deutschland durch ihn zum zweiten Male gerettet worden. Dieser Sieg belehrt uns, daß deutsche Macht und Kraft seit der Leipziger Schlacht fortgeschritten sind; an der Gränze selber wird der Feind empfangen, und durch eine Schlacht, durch ein unaufhaltsames Vordringen nach dem Siege auf seine Hauptstadt zurückgeworfen. Das Geheimniß der revolutionären Kriegskunst ist entlarvt, ihr Vollender, „der Universalerbe der französischen Revolution,“ wird mit seinen eignen Waffen geschlagen. Was er nur immer von Siegesruhm errungen hat, wenn ihn der volle Strom seines Glückes in die deutschen Kaiser- und Königsstädte trug, haben Blücher und Wellington nicht nur erreicht, sondern übertroffen, denn sie haben diesen Siegesruhm nicht über schlecht geführte Heere, sondern

über ihn selber den gepriesensten Feldherrn davon getragen. Die Schande aber seines Unterganges darf mit den Leiden jener von ihm ehemals vertriebenen Fürsten gar nicht verglichen werden; diesen blieb ihre Hauptstadt treu in Herz und Sinn, wiewohl sie dem Feinde hingegeben war, den Thronräuber verspotteten seine Bauern, bevor er noch mit wenigem Gefolge fliehend Paris erreicht; hier verlassen ihm seine Pairs, seine Gemeinen, die ersten Anführer seiner Heere, das Volk stößt ihn aus — bevor noch ein Feind die Thürme der Hauptstadt sah. Und warum wird er aufgeopfert? Weil er eine Schlacht verlor, in der er doch fürwahr, wie sein großer Brittischer Gegner selbst versichert, alle militärische Wissenschaft aufbot und, gleich als sey er wieder angehender Feldherr, sein Leben für den Siegspreis in jede Gefahr stürzte. Zum ersten Mal ist ihm, der stets Unrecht übte, Unrecht geschehen; denn für die verlorene Schlacht verdiente er von seinem Volke die Entsehung nicht.

Das gerade gehört aber auch zu dem Schönen dieses Sieges, daß sich das Gute immer bestimmter von dem Bösen und Argen scheidet; wer nur sehen will, kann jetzt nicht mehr irren. Wer unter uns in Zukunft noch Franzosen und Deutsche bloß als zwei feindliche Partheien betrachtet, die mit gleichem Rechte hadern, wer noch vernünftelt, daß wenn er als Franzose geboren wäre, er es eben so machen würde, — wer noch dieses von einer besfern Vorzeit so schmähslich entartete, dieses meinelidige, gottesläugnerische, raubbegierige Volk dem edeln auf-

opfernden Sinne der Deutschen vergleicht, der ist ein Franzose neuester Art, wo er auch geboren worden, und verdient in Deutschland als ein solcher geachtet zu werden. Keine der schadenfrohen Weissagungen dieser Menschen ist in Erfüllung gegangen; kein Verrath der Brüder gegen Brüder ist eingetreten; auch keine einzige deutsche Regierung ist dem Bunde untreu geworden und dem Feinde der Welt zugefallen; keine würde es gekonnt haben, wenn sie auch so schlechten Willen hegte; sie hätte damit eine ewige Kluft zwischen sich und ihrem Volke befestigt. Denn die deutschen Stämme, wie zerplittert sie auch das stehn, sind sich einig geworden in den Hauptsachen, in der gemeinsamen Behauptung der Freiheit, der Volksthümlichkeit und des Rechts. Mag dann im Einzelnen noch manches Störende seyn, mag der Zwiespalt und das alte gehässige Treiben der CabINETTE vieles noch verwirren, Deutschland ist da durch sein Volk, das sich mit jedem Tage mehr verbrüdert, Deutschland ist da, bevor noch jene Bundesacte ausgefertigt wird; wehe dem, der was das heiligste Gefühl vereinigt hat, frevelnd von einander reißen wollte!

Und wie uns alle Zeichen günstig werden, seit wir einig sind! wie alle Gestirne, die sich früher feindselig gegen uns verschworen, nun besänftigt sind! Keine glückliche Zufälle, wie ehedem, als wir noch im Hader gegen einander standen, begünstigen unsre Feinde mehr. Auch das Glück huldigt der gerechten Sache. Dieses hat sich in manchen einzelnen Vorfällen jener großen Tage offens

bart; nirgend aber wüßten wir es mit gerührtem Herzen anerkennen, als in der wunderbaren Errettung des Mannes, ohne dessen Erhaltung uns der Sieg, wenn er anders errungen werden konnte, keine Siegesfreude gewährt hätte. An dem unglücklichen Schlachttage des 16ten stellt sich der alte Held an die Spitze seiner Reiterei zum Angriff. Er mißlingt. Blüchers Pferd, von einer feindlichen Kugel durchbohrt, stürzt im raschen Zurücksprengen und deckt den siebenzigjährigen Greis mit seinem Körper. Er verschwindet seinen braven Waffengefährten im Getümmel — nur ein einziger bleibt ihm getreu zur Seite. Schaaren verfolgender Franzosen sprengen verblendet vorbei, sprengen verblendet zurück und entdecken den köstlichen Edelstein der Deutschen nicht. Eine höhere Hand hat über ihn gewaltet. Sie hat uns ihn erhalten, hat uns den Sieg geschenkt; sie führt uns einer glücklichen Zukunft entgegen. Darum dürfen wir uns freuen.

Allgemein sey diese Freude. Wie sie durch alle Gauen des übrigen Deutschlands sich verbreitet und ein neues Eintrachtsband schlingt, möge sie so auch hier im Lande, möge sie in unsern beiden Herzogthümern so empfunden werden. Ihnen beiden gehört dieser Sitz der Wissenschaften im gleichen Maaße an und in diesem Sinne, des Mitgefühles beider versichert, hat unsre Universität diese Feier angeordnet, zugleich aber auch um einmahl auszusprechen, wie sehr sie es em-

pfinde, daß alles Wissen nichts sey ohne das Leben, und daß die Bewahrung des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe niemanden so nahe stehe als den Pflegern der Wissenschaft. Wenn auch der Schleswiger nie im deutschen Bunde gewesen ist, er gehörte ihm und gehört ihm noch durch den verbrüdereten Holsteiner an, dem er seit Jahrhunderten die treue Hand gereicht hat, mit dem er in Verfassung, Freiheiten und Gerechtsamen innigst verschmolzen ist. Mögen sich diese Hände nun noch so fester fassen. Möge der Anblick des auch in seiner gegenwärtigen politischen Zersplitterung sieghaften deutschen Volks die Ueberzeugung immer mehr in uns befestigen, daß ein innerer Geistesverein, eine treue liebevolle Verbrüderung über alle feindseligen Verhältnisse endlich siegen müsse. Wir dürfen an einer Zeit, wie diese, nicht träge verzweifeln; es ist Pflicht von dieser Zeit zu hoffen, Pflicht an ihr zu arbeiten.

Darf sich zu der Feier dieses Tages wohl auch die Betrachtung gesellen? Oder wird sein Glanz getrübt werden, wenn wir zurück und wieder vorwärts blickend das eben Geschehene in unserer Betrachtung an Vergangenheit und Zukunft halten? Ich glaube kaum. Gemäßigt werden die Bilder der Freude so vielleicht, aber sie erhalten dafür auch einen bestimmteren Umriss und begeistern vielleicht zur erhöhteren Thätigkeit. Nicht mit bloßem Jubel, scheint mir, dürfen solche Tage begangen

werden, und in dem gegenwärtigen Falle würden wir uns nur selber täuschen, wenn wir unbegrenzten Träumen einer wolkenlosen Zukunft Raum gäben. Wir feiern diesen Sieg, so schön er ist, doch mehr nur im Glauben und in der Hoffnung der Früchte, die er für Glück und Ruhe der Menschheit tragen wird; wir feiern, Gottlob freilich getrost und freudiges Muthes, eine ernste Feier. Wir sind von großer Gefahr errettet, aber viele Tausende unserer Brüder decken mit ihren Leichen das blutige Schlachtfeld; ganze deutsche Länder sind durch wenige Schlachtstage ihrer blühenden Jugend beraubt, das Glück unzähliger Familien ist an ihnen zu Grabe getragen. Freilich wohl die Sache ist über Alles groß und kann auch den, der verloren hat, mit seinem Jammer versöhnen, — aber gewaltig drängt sich doch die Frage, immer wiederkehrend, auf: warum doch gerade in unsre Zeiten ein so gedrängtes Maaß des Elends fallen müsse? Warum dieses Meer des Verderbens stets nur scheinbar ebbe, um dann mit erhöhter Fluth das Glück Europas zum andern Male zu begraben?

Seit vor einem Jahrtausend Karl der Große die Europäische Staatenordnung gründete, sind solche Zeiten nicht erhört. Wohl lesen wir in alten Geschichten von vielen Kriegen, bedeutenden Umwälzungen der Zeit, manichfachem Elende — aber die Grundlagen des Staates bestandes erhielten sich. Die Erschütterung alles Bestehenden zu schauen, war erst unsrer Zeit vorbehalten.

Ein großer Sturm ist über die Völker gekommen; die tausendjährige Grundfeste des Europäischen Lebens ist zerbrochen, mit jedem Tage stürzt des Alten mehr ein.

Wo aber liegt die Ursache dieser ungeheuren Verwandlung? Wo ist ihre Quelle zu finden? — Nicht übermäßig tief; die Aufklärung darüber braucht aus keiner alten Kistkammer des Wissens, aus keinen metaphysischen Abstractionen geschöpft zu werden. Daß ein Gebäude einstürzt, dem man die Grundpfeiler wegzieht, ist eine gemeine, ganz alltägliche Sache. Das Europäische Staatengebäude war auf Volksfreiheit und Verfassung gegründet. Diese werden zertrümmert, sinken zusammen, das Gebäude stürzt nach und — man verwundert sich.

Alle unsere alten Verfassungen, die man jetzt barbarisch und gothisch schilt, waren ganz aus dem Volksleben genommen, ja das Volksleben selber. Die Stände, wie sie sich nach und nach entwickelten, waren wie die Glieder des Staatskörpers; keines dem andern gleich, keines bloß dienstbar, jedes von der Natur auf die Behauptung seines Rechtes angewiesen. Aber diese Glieder entzweiten sich oftmals, boten sich einander Fehde, wie natürliche Feinde, misskennend, daß ihrer aller Heil ein gemeinsames sey. — Fast nur in Zeiten der Noth, oder wenn eine große Begeisterung die Menschen über sich selber erhob, vereinigte man sich zu einer

wohlthätigen Kraft, und offenbarte dann herrlich, daß nur im wohlgeordneten Staate das Höchste der Menschheit erscheine. Die Staaten also erkrankten damahls oft, erkrankten gefährlich, aber sie starben nicht; die Kraft war angegriffen, aber in den edleren Theilen noch nicht zerstört.

So haben die sogenannten barbarischen Jahrhunderte ihre Staatsordnung den Zeiten überliefert, welche die verfeinerten und aufgeklärten heißen. Die Aufgabe, welche diese lekttern zu lösen hatten (und jedes Zeitalter hat wohl seine Aufgabe), lag klar vor Augen. Es lag diesem Zeitalter ob das tiefere Gefühl für allgemeinen Menschenwerth, welches ihm zu Theil geworden war, jene gepriesene Tugend der Humanität auch in die Staatsverhältnisse einzuführen, die uneinigen Glieder durch hohe Gerechtigkeit zu versöhnen, jeden Stand, wenn ich so sagen darf, zu behandeln wie einen köstlichen Edelstein, ihn zu reinigen von dem Wuste der Jahrhunderte, ihm seine rechte Fülle zu geben und dann mit den übrigen zu einem schönen gemeinsamen Lichte zu vereinen. Diese große Aufgabe hat die neuere Zeit, vornehmlich leider in unserm Deutschland, träge abgewiesen; sie hat sich zurückgezogen in stille Kammern und hat im Verborgnen Menschlichkeit geübt; sie hat den Sturm draußen im Staatsgemäuer toben lassen, in metaphysische Grübeleien vergraben; sie hat es gleichgültig angesehen, daß die

Blüthen, welche belebt werden konnten, abgehauen wurden und daß aus dem vielgezweigten, schattigen Baume des Staats ein kahler nackter Stamm ward; sie hat es ertragen, daß in die väterlichen Hallen althergebrachter einfacher Freiheit die prunkende Knechtschaft einzog; sie ist nicht vor Gram vergangen, als aus ehemals freien Menschen, aus Menschen mit Mark und Kraft tüchtig ausgerüstet, im eignen Willen stark, nun bloße Seelen wurden, jedem Seelenverkäufer zu ganzen Tausenden feil. — Das ist das politische Treiben unsrer neueren Zeit, und die Folgen dieses Treibens hat die neueste Zeit gesehen, den Umsturz unsres Glücks und der ganzen bestehenden Staatenordnung.

In die Zeit der höchsten politischen Untüchtigkeit unsrer Deutschen fiel die französische Revolution, mit ihren ungeheuren politischen Triebfedern und dem rastlosen Streben Alles in ihren Schlund zu reißen. Was bedarf es hier der Worte? Zwanzig Jahre lang haben die Deutschen gegen sie und gegen die Hydra, die aus ihrem Pfuße erwachsen ist, gestritten, nicht unwillig, aber unglücklich und zuletzt mit so offenkundiger Schande, daß Deutsche gegen Deutsche wütheten und alle alte Größe unsers Volks auf immer verloren schien.

Da gingen endlich Vielen die Augen auf; man sah wohin man in müßigen Träumen gerathen, welche eine

Fülle von Unglück und Lastern aus bloßer Unthätigkeit entsprungen sey, man sah, was es bedeute mit der Vormundung der Völker, auch der wohlgemeintesten, wie wenig Regierungen die Schlassheit der Völker ersetzen können, man blickte hin auf das stammverwandte England, den in der großen Ueberschwemmung allein noch übrigen Wartthurm der Freiheit — und ward seiner Nichtigkeit recht inne. Nach menschlicher Ansicht schien der Weg zur Rettung verloren; eine höhere Hand allein hat ihn eröffnet. Aber ein hoffnungstärkendes Wunder wird es doch bleiben für die Nachwelt, wie nun auf einmal der gehemmte Volksgeist schnell hervorbrach, sobald ihm nur die Bahn eröffnet war, wie er in der höchsten Freiheit den Regierungen treu, dem Rechten und Wahren tren, auf dem mit eigenem Blut gefärbten Pfade ohne umzusehen vordrang, das Werk vollendete und ruhig wieder in die Heimath kehrte. Ein solches Volk ist der Freiheit würdig; Gott wird auch dazu helfen, wenn das Herz rein und der Wille stark bleibt. Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksthümlich und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeiten es werden; bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Cabinette überstrahlt.

Also ferne freilich wären wir noch vom Ziele.

Aber hegen wir auch in dieser Rücksicht getrosten Muth für die Zukunft. Vieles zwar fehlt, bevor noch auch die Grundlagen nur eines dauernden deutschen Vereins vollendet seyn werden. Aber es ist doch ein Großes geschehen, das die freudigste Anerkennung und Würdigung verdient; es hat sich offenbart, daß das Rechte zwar lange mißkannt, nie aber auf immer unterdrückt werden könne. Es ist nicht der einseitige Wunsch der Völker mehr, sich guter Verfassungen und sicherer Rechte zu erfreuen, (der könnte noch als die Eingebung eines unruhigen Geistes erscheinen, als ein trotziges Widerstreben gegen den Gehorsam, miewohl Fürsten haben und sie lieben bei den meisten Völkern einerlei ist); die Fürsten selber haben das allgemeine Bedürfniß empfunden, die größte Herrscherversammlung, die die Welt je gesehen, hat es laut ausgesprochen, hat es in die Welt hinaus verkündigt, daß sie Verfassung wolle, und verkündet eben damit deutlich, daß nach langen Jahren wiedererkannt worden ist, was die Thronen stütze, was die freie Liebe kräftiger Völker voraus habe vor knechtischem Zwang und Frohndienst.

Wenn ich meinen Gefühlen trauen darf, so ist es gerade diese tröstliche Aussicht, welche den unerwartet großen Sieg, den wir begehren, besonders herrlich und erstreulich macht. Bald wird auch dieser Kampf ganz ausgekämpft

seyn. Die Völker werden zurückkehren, die Waffen niederlegen und in dem freudigsten Vereine mit ihren Fürsten an fester Staatsordnung und gesetzlicher Freiheit arbeiten. Es schweige in dem hoffnungsvollen Lichte dieses Tages jeder kleinmüthige Zweifel an der Ausführung dessen, was wohl freilich schwer und nicht in Eile zu erwerben ist. Wenn es aber wahr ist, was Viele glauben, daß gottesgebene Völker oft weit über menschliches Denken hinaus dem Besseren entgegen geführt werden, so dürfen die Deutschen an ihrer Zukunft nicht verzweifeln. Und wenn es dann gelingt das schönste Werk des Friedens, o dann wollen auch wir dieses Sieges, wollen jener Helden wieder gedenken, die in der starken Waffenarbeit uns unser friedliches Heil erkämpften; wollen der Gefallenen heiliges Gedächtniß begehren, an jedem Tage der uns eine Freude bringt.

Darum Lob und Dank dem höchsten Wesen, dem reichen Geber alles Guten;

Heil der Zukunft, welche unsere Hoffnungen krönen wird.

Heil auch unserm Könige Friedrich dem Sechsten, welchem es vorbehalten ward, seine Deutschen in den alten Bund ihrer Väter zurückzuführen.

Heil den Deutschen, welche aus tiefer Noth
Errettung gefunden haben, und noch der späte Enkel rufe
dankebar: Heil Blüchern und den Streitem
für das deutsche Vaterland.

